

Von Büchern : die heilige Johanna

Autor(en): **Ragaz, L.**

Objektyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus**

Band (Jahr): **19 (1925)**

Heft 2

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Mütterwoche. Die Frauengruppen der Arbeitsgemeinschaft Arbeit und Bildung möchten in der zweiten Hälfte April oder in der ersten Hälfte Mai eine Ferienwoche für Mütter veranstalten. Es liegt diesem Plane der Gedanke zu Grunde, dass gerade die junge Frau und Mutter das Bedürfnis hat, aus der Ueberfülle des neuen Erlebens und der neuen Aufgaben heraus einmal wieder in der Stille sich zu sammeln und auch in gemeinsamer Aussprache mit andern Klärung zu suchen für ihre besonderen Lebensprobleme — Ehe, Kindererziehung, Hausfrauenberuf, Stellung der Frau und Mutter zu den sozialen Aufgaben. — Es ist selbstverständlich nicht leicht für die Hausfrau und Mutter, besonders nicht für die in einfachen Verhältnissen lebende, sich auch nur auf eine Woche ihrem Pflichtenkreis zu entziehen. Immerhin haben sich schon einige Frauen gemeldet, die es möglich machen wollen, und es mag doch hier oder dort noch eine Frau sein, die für eine Woche sich im Haushalt ersetzen lassen kann. Zudem sollen Mütter auch Kinder mitnehmen können; es wird für eine junge Hilfskraft gesorgt, die einen Teil des Tages die Kinder beaufsichtigt und beschäftigt.

Als Ferienhaus ist das Bendeli (das Sommerhaus des Mädchenklubs Gartenhof) bei Ebnet-Kappel in Aussicht genommen. Alles soll so einfach und bescheiden, als es irgend angeht, eingerichtet werden, damit die Kosten sich möglichst niedrig stellen. Näheres wird in der Märznummer der „Neuen Wege“ bekannt gegeben. Vorläufige unverbindliche Anmeldungen wären aber schon jetzt sehr erwünscht. Solche sind zu richten an Frau Vogt, Balberstrasse 14, Zürich.



Von Büchern

Die heilige Johanna.

Die „heilige Johanna“ von Bernhard Shaw zu sehen (nicht bloss zu lesen) ist mir zu einem der bedeutsamsten Erlebnisse dieser Jahre geworden. Ich fühle mich denjenigen Lesern gegenüber, die das Werk weder gesehen noch gelesen haben, noch darauf aufmerksam geworden sind, verpflichtet, ihnen zu sagen, dass hier etwas wahrhaft Grosses vorliegt, etwas, das gerade uns viel, viel zu sagen hat, etwas, was uns trösten, stärken, grösser machen kann. Auch die blosser Lektüre des Stückes und der Vorrede, die selbst eine Abhandlung bildet und eine äusserst geistvolle, von Ironie funkelnde Kritik unserer Zeit im besten Shawschen Stil enthält, lohnt sich (die deutsche Uebersetzung ist gut); wer aber eine einigermaßen rechte Aufführung sehen kann, der setze Zeit und Geld daran, wenn es irgend möglich ist. Ich muss wohl hinzufügen, dass Theaterbesuch für mich eine grosse Ausnahme ist — ich brauche wohl kaum die Finger meiner beiden Hände, um zu zählen, wie oft er in den letzten zwei Jahrzehnten vorgekommen ist — aber gerade auf uns seltene Theatergäste kann ein wirklich wertvolles und dazu erträglich oder sogar gut gespieltes Stück einen desto grösseren Eindruck machen und für uns etwas werden, das wir nicht sobald über anderen Eindrücken ähnlicher Art wieder vergessen.

Das Werk Bernhard Shaws ist wirklich ein wenig etwas von dem, was darin eine so grosse Rolle spielt, etwas von einem „Wunder“. Schon lange warten wir besonders für das Drama auf eine Kunst, die wirklich diesen Namen verdiente, eine Kunst, die uns etwas zu sagen hätte, vielleicht sogar etwas Grosses, eine Kunst, die das aussprache, was heute, seis offen, seis verborgen, die Welt bewegt und lebendigen Seelen zu schaffen macht, eine Kunst, die

wirklich, soweit Kunst dies kann, etwas offenbarte. Eine so ungeheure Zeit und so selten, mit Emerson zu reden, ein „Sager“, einer der ausspricht und damit erst klar macht, was geschieht. Die „heilige Johanna“ ist endlich ein Werk solcher Kunst, also eine Erfüllung. Und doch, wie alles Geniale, so ganz anders, als wirs uns gedacht!

Aber ein „Wunder“ ist für viele von uns auch, dass ein solches Werk gerade aus der Seele von Bernhard Shaw gekommen ist. Denn auch wenn wir ihn vielleicht als Spötter bewunderten und daneben wussten, dass hinter dieser lachenden Maske ernstere Züge stünden, als man im allgemeinen annahm — schon seine sozialistische Arbeit ist in ihrer ganzen Art nur aus einem grossen Ernst zu verstehen — so hätten wir ihm doch etwas so Grosses, Tiefes, Heiliges nicht zugetraut.

Die „heilige Johanna“ ist zunächst die Geschichte der bekanntlich im Jahr 1920 heilig gesprochenen Jeanne d'Arc, der Jungfrau von Orleans. Es liesse sich über die Art, wie Shaw diesen vielen von uns besonders durch Schiller vertraut gewordenen Stoff künstlerisch behandelt, manches sagen, was nicht meine Sache ist. Diese Art ist von jener Originalität, die eben Genialität ist. Es ist, um die üblichen Stichwörter zu brauchen, eine wenigstens für mich ganz überraschende und einzigartige Mischung von Realismus und Symbolismus. Manche Leser werden sich etwas an dem Gewand der Ironie stossen, in welches das Stück gekleidet ist. Vom Schillerschen Stil muss man schon ganz absehen, wenn man Shaw geniessen will. Auch darf man nicht erwarten, ein historisches Drama zu sehen oder zu lesen, das heisst, ein Drama, das uns eine vergangene Geschichte darstellte. Das ist nicht Shaws Art. Das Stück spielt im Jahre 1431 und im Jahr 1925 gleichzeitig und es ist manchmal freilich von äusserster Kühnheit, wie die Jahrhunderte durcheinander geworfen werden. Dass es trotzdem fest auf dem Boden der Geschichte steht und zwar ganz unvergleichlich mehr als die Schillersche Jungfrau, ist keine kleine Leistung.

Es ist ein Werk, das leben wird, wenn das meiste von der „Literatur“ unserer Tage verschollen ist. Dieses Geisteskind eines wohl bald siebenjährigen Dichters strotzt von Leben und Kraft. Alles ist bei realistischer Fülle so gedrängt, alles so bedeutsam. Das ganze Werk ist — um ein anderes Bild zu brauchen — ein Meisterstück geistiger Schmiedekunst, fest, geschlossen, ja gedrungen und doch reich und dabei vergoldet durch blitzende Ironie und funkelnden Humor. Alles so nüchtern, so unromantisch als möglich, und doch, in diese erbarmungslos dargestellte Welt das „Wunder“ eintretend, in dieses Spiel von Hohn und Spott das Heilige eingesenkt und um so herrlicher aufstrahlend.

Diese Bemerkungen sollen bloss einige Hindernisse beseitigen, die vielleicht diesem oder jenem Leser oder Zuschauer den Zugang erschweren könnten. Das Grosse und das, was uns vor allem angeht, ist der Sinn und Geist des Werkes. Und der lässt sich nun freilich nicht so wiedergeben, dass der Eindruck dem der Aufführung oder auch nur dem der Lektüre nahe käme. Es ist, glaube ich, nicht übertrieben, wenn ich sage, dass etwas von dem Hauch des heiligen Geistes durch dieses Stück geht. Und zwar strömt dieser Hauch, der manchmal zum Sturm wird, aus von der Gestalt der Jungfrau, dieser wundersamen Kreatur Gottes, wie sie meines Wissens schon ein alter Zeuge genannt hat. Dieses siebzehnjährige Bauernmädchen fährt wie der lebendige Wille Gottes in eine Welt hinein, die in Kirche und Staat, ja sogar in der Kriegsführung eigentlich nur spielt, weil sie keinen wirklichen Glauben hat und die auch die Not nur halbwegs ernst nimmt. Dieser Welt gegenüber wirkt sie als Wunder; die Wunder, die sie, wirklich oder scheinbar, tut, treten ganz zurück hinter dem Wunder, das sie ist, und erscheinen auf der andern Seite ganz selbstverständlich. Für sie, die bloss den Willen Gottes kennt,

gibt es kein Zaudern und Rechnen, für sie keinen Widerstand, der zu fürchten wäre.

„Dunois: Siehst du die zwei Forts am Ende der Brücke? [Vor Orleans] Die zwei mächtigen? Wenn ich in einem dieser Forts mit nur zehn Mann wäre, könnte ich sie gegen eine Armee halten. Die Engländer haben mehr als zehnmal zehn Goddams [= Soldaten] in diesem Fort, um sie gegen uns zu halten. Johanna: Sie können sie gegen Gott nicht halten . . . Ich will diese Forts nehmen Dunois: Nicht ein Mann wird dir folgen. Johanna: Ich werde nicht zurückschauen, ob jemand mir folge.“

Oder: „Dunois: Die Flösse sind bereit; die Männer sind eingestiegen. Aber sie müssen auf Gott warten. Johanna: Was meinst du damit. Gott wartet auf sie.“

Dabei ist diese so sichtbar vom Uebernatürlichen regierte Frau ein so natürliches Menschenkind als möglich, auch nicht ohne Fehler; voller Originalität, durchaus kein heiliges Schema. Sie kann schwach sein, verleugnet aus Angst vor Tortur und Feuertod und bleibt sich doch treu, bleibt doch gross, ja, wird es erst recht. Sie ist als die „Heilige“ in ihrer Umgebung, dieser gewohnten Welt des gemachten und halbwarren Wesens, der einzige Mensch. Wundervoll ist, wie sie, das siebzehnjährige Bauernkind, mit dem aber Gott ist, diese Puppen von Königen, Feldherren, Erzbischöfen behandelt, denen sie allen gebührenden offiziellen Respekt erweist, ohne sie aber als Menschen irgendwie ernst zu nehmen.

Die Welt des Scheins und der klugen Selbstsucht (die das Wunder nur glaubt, wenn die Hennen wieder Eier legen), beugt sich vor dieser unmittelbar aus Gottes Hand kommenden Wahrheit. Diese Welt lässt sich einen Augenblick mitreissen über sich selbst hinausreissen. Sie hat ein Gefühl von der Wahrheit, die ein Anhänger Johannes ausspricht: „Wir haben jetzt einige verrückte Menschen nötig. Denn sieh, wohin die Gesunden uns gebracht haben.“ Aber nur bis die grösste Not vorüber ist. Dann wird die Retterin unbequem, ja gefährlich. All die „Autoritäten“, die kirchlichen, staatlichen, militärischen, die von ihr beiseite geschoben und leichthin behandelt worden sind — so wie sie verdienten — stellen sich bald wieder auf ihre Füsse und gewinnen ihr Selbstgefühl zurück. Und noch stärkere Mächte regen sich. Der Mensch, der der Welt gegenüber den Willen Gottes vertritt, wird sofort wieder eine Gefahr für sie. Er wird ein religiöser Ketzer. Denn die Kirche kann nicht zugeben, dass ein ganz unoffizieller Mensch unmittelbar von Gott her die Wahrheit vertrete; damit wäre ihre Autorität aufgehoben. Er wird auch ein politischer Ketzer. Denn der Staat kann ebensowenig Wahrheit brauchen, die er nicht von vornherein bestellt und approbiert hat. Wahrheit von Gott her ist immer revolutionär. Und alle die andern „Stützen der Gesellschaft“, die in ihrer Ruhe gestört werden, sie sind verärgert, dass jemand da ist, in dem die Unruhe des Göttlichen wirkt, der wie Sokrates nach seiner eigenen Aussage den Athenern, eine „Bremse“ ist, die sie verfolgt; sie sind alle beleidigt durch jemand, der ohne Examen, Patent Stellung viel gescheiter ist als sie und grösser ist als sie. Die stille Verschwörung gegen sie ist bald hergestellt. Sie selbst in ihrer Unschuld, wissend, dass sie nur Gott dient und nur für alle das Beste will, staunt darob, kann es zunächst nicht fassen, bis sich ihr das Wort entringt: „Die Welt ist zu schlecht für mich.“ So lange freilich, als sie den Erfolg für sich hat, kann diese Verschwörung nicht gegen sie aufkommen, aber sobald der Erfolg von ihnen selbst absichtlich verhindert, ausbleibt, ist sie rasch verloren. Und nun wird dargestellt, wie Kirche und Staat, nicht bloss die von 1431, sondern auch die von 1925, sich gegen die Trägerin der Wahrheit Gottes zusammentun und sie vernichten. Es ist des Dichters Bemühen, die Hauptaktoren dieses Vorgehens nicht etwa als blosse Pfaffen und Schufte darzustellen, sondern als ganz ehrenhafte, auf ihre Art wohlmeinende, ja sogar gutherzige Menschen, die meinen, ihre heilige Pflicht

zu tun, und die genau so denken und handeln, wie die gleichen Leute in entsprechenden Fällen auch heute tun. Die Kritik von Kirche, Staat und Gesellschaft, die auf diese Weise zustande kommt, gehört zum Mächtigsten, was davon je geleistet worden ist. Wenn die Leute es nur auch merken könnten! Jene alte Wahrheit, dass die Welt die Gräber der getöteten Propheten schmückt, aber die lebenden immer wieder tötet, wird im „Epilog“ auf eine Weise dargestellt, die ihn fast zum Höhepunkt des Stückes macht. Johanna ist rehabilitiert, ist Heilige geworden; ihre Richter und Schlichter, ihre untreuen Freunde, sie alle bereuen, preisen sie, knien vor ihr; aber wie Johanna, die als Traum-Geist Auferstandene, ihnen erklärt, dass sie im Ernst wiederkommen werde, da drücken sie sich alle so rasch als möglich, unter Entschuldigungen, die sehr modern sind. Der Träger der päpstlichen Urkunde der Heiligsprechung aber erklärt: „Die Möglichkeit Ihrer Auferstehung ist bei dem Verfahren zum Zwecke Ihrer Kanonisation nicht ins Auge gefasst worden.“ Gibt es eine grossartigere Kennzeichnung des üblichen Kultus vergangenen Propheten-, Helden- und Märtyrertums durch genau die gleichen Leute, die in anderer Tracht jene Propheten, Helden und Märtyrer gehasst, verlästert, verbrannt haben und es heute in neuen aber nicht besseren Formen ohne weiteres wieder täten? Dieser „Epilog“ war ein grosses künstlerisches Wagnis. Würde er nicht den Eindruck des Martyriums aufheben? Müsste er nicht pessimistisch stimmen? Auf mich und andere hat er nicht so gewirkt. Wenn Johanna, wieder ganz allein gelassen, am Schlusse ausruft: „O Gott, der du die Erde so schön geschaffen, wie lange wird es gehen, bis sie bereit ist, deine Heiligen aufzunehmen? Wie lange, o Herr, wie lange?“ so steht man unter der erschütternden Wucht der Empfindung, dass dennoch den „Heiligen“ die Welt gehört.

Das alles zu hören, zu erleben, ist uns gerade heute inmitten des grossen Mummenschanzes aller scheinbar triumphierenden Torheit und Gemeinheit eine grosse Gabe. Ich wiederhole: diese Gabe soweit es an mir liegt möglichst vielen zugänglich zu machen, ist der Zweck dieser Zeilen. Wenn sie auch etwas von Sinn und Gang des Werkes andeuten, so wird es trotzdem auf jeden Leser oder Zuschauer in Schöpfungsfrische wirken. Und wenn erst die Massen, die es sehen, es ganz verstehen könnten! „Wie lange, Herr, wie lange?“ Doch bleiben wir dabei: der Wahrheit Gottes gehört trotzdem die Welt.

L. Ragaz.

Versammlung der Freunde der „Neuen Wege“.

Die geplante Zusammenkunft der „Freunde der Neuen Wege“ kann nun doch in Bälde stattfinden und zwar Sonntag, den 1. März, in Zürich, im Heim von „Arbeit und Bildung“ (Gartenhofstrasse 7). Sie soll formell die statutenmässige Jahresversammlung sein. Die Freunde werden Aufschluss erhalten über den geschäftlichen Stand unseres Werkes. Dann wird eine Aussprache stattfinden über den geistigen Stand unserer Arbeit, über das, was daran gut und das, was verbesserungsbedürftig ist, über alte und neue Aufgaben, Schwierigkeiten, Hoffnungen, über die allgemeine Lage der Sache, der wir dienen möchten, und was die Stunde sonst noch bringt.

Die Versammlung soll nachmittags 2 Uhr beginnen. Sie ist,